

Aus: „DEUTSCHE BÜCHER. Forum für Literatur. Autorengespräch – Kritik – Interpretation“, 35. Jahrgang 2005, Heft 1, Weidler Buchverlag Berlin, S. 33-36

Buchbesprechung von Thomas Richter, Universität Bern

E.Y.MEYER: Der Ritt. Ein Gotthelf-Roman. Wien, Bozen: Folio Verlag 2004, 122 S.

2004 jährte sich der Todestag Albert Bitzius', besser bekannt unter seinem nom de plume Jeremias Gotthelf, zum 150. Mal. Während Gotthelf in Deutschland eher weniger wahrgenommen wird, fanden in der Schweiz und vor allem im Emmental, wo der Autor als Pfarrer tätig war, zu diesem Anlaß zahlreiche Gedenkveranstaltungen statt. Der Schweizer Schriftsteller E.Y. Meyer möchte ein zeitgemäßes Gotthelf-Bild schaffen und hat sich von einem Satz aus Walter Muschgs Monographie von 1931 inspirieren lassen, einen „Gotthelf-Roman“ zu schreiben, der im Jubiläumsjahr 2004 erschienen ist. Der Satz lautet: „Am ersten Tag des Jahres 1831 ritt er, von Sinnlosigkeit umlagert, in das winterliche Emmental“. Schon im Muschg-Zitat beeinflußt die Außenperspektive der eintönigen Schneelandschaft die Innenperspektive, schafft Leerstellen und Freiräume für Reflexionen über das eigene Leben. Die Reise, die vor allem auch eine Reise ins eigene Innere ist, ein Loslassen, ein Bewußtwerden und Tiefererkennen, eine Verwandlung und Metamorphose, an deren Ende der eigene Tod stehen kann, ist ein altes Motiv der Literaturgeschichte. Am deutlichsten hat dies vielleicht Hermann Broch in seinem Roman *Der Tod des Vergil* von 1946 gestaltet, wo sich auf der letzten Fahrt des sterbenden Dichters von Griechenland nach Brundisium (Brindisi) Außen- und Innenperspektive überblenden und nicht mehr auseinander zu halten sind.

Auch in Meyers Roman ist die Reise nicht nur eine Bewegung von A nach B, in diesem Fall der ca. fünfstündige Ritt des 31jährigen Albert Bitzius am Neujahrsmorgen 1831 von Bern nach Lützelflüh im Emmental, wo er seine Vikariatsstelle antreten wird. In der verschneiten Landschaft geht die Reise bald ins Innere der eigenen Psyche, tauchen Bilder und Gesichte auf. Ein Beispiel ist etwa die Begegnung mit einem alten Bettler, den der Reitende, nur halb erwacht aus anhaltenden Reflexionen und Träumereien, für seinen Bruder hält, der, das schwarze Schaf der Pfarrersfamilie, als Söldner „weit in der Türkei“ die

Stellvertreterkriege der Restaurationsepoche ausficht. Äußere Eindrücke des Unterwegsseins, wie Wegmarken, der eine oder andere Gasthof, Ausblicke auf die Landschaft etc., gehen in den Bewußtseinsstrom ein und lösen neue Assoziationsketten aus. Der Ritt wird zu einem Durchlauf durch die eigene Biographie, an dessen Ende hier nicht der Tod, sondern ein neuer Lebensabschnitt und die Wendung zur Schriftstellertätigkeit stehen werden.

Denn auch Meyers Protagonist wird am Ende des Ritts nicht mehr der gleiche sein. Er wird zu schreiben beginnen, andere Texte als die Predigten, die der junge Bitzius bisher verfaßte, und ihnen doch eng verwandt. In Lützelflüh wird die Schreibearbeit des „Jeremias Gotthelf“ beginnen, der wie der alttestamentarische Prophet, der ihm den Namen leiht, „ein Klagender, ein Gedrückter, mühselig Ringender, ein über das Böse dieser Welt [...] Trauernder und Zürnender“ (C. Manuel 1857) sein wird, ein Rufer in die Wüste der Zeit wie Johannes der Täufer. Und wie Lessing die Schaubühne als die „Kanzel“ bezeichnete, von der er wirken wollte, so wird Gotthelf bis zu seinem Tod eine lange Reihe von Romanen und eine Fülle anderer Texte schreiben – und damit nebenbei zu einem der bedeutendsten Epiker deutscher Sprache und größten Schweizer Nationalautoren werden.

Im Roman ist dieser Ausgang – und wie könnte es bei Bitzius anders sein? – als eine Art Damaskuserlebnis stilisiert. Kurz vor Lützelflüh denkt der Protagonist über die Begegnung und die Umkehr des Paulus nach, von der die Apostelgeschichte berichtet, erinnert sich dann an eine eigene Predigt über die Propheten und deren Verkündigung und bezieht die Leitbilder auf sein eigenes Leben: „Er würde schreiben müssen. Das Wort war unendlich mächtiger als das Schwert. Und wer es zu führen wusste, mächtiger als der mächtigste König. [...] Es gab Worte, die sich wie Widerhaken in die Seele einhängten. Wie Harpunen in Walfischrücken. Wie feine Splitter, die unbemerkt in die Finger gedrungen waren. Sie machten sich nach und nach bemerkbar, entzündeten sich, steigerten die Empfindlichkeit ins Unendliche. Allmählich tauchten sie auf, stellten sich immer häufiger vor die Seele, machten sich zum wunderbaren Herd, auf dem die Gedankenreihen der Menschen zubereitet wurden. Die innere Welt. Sie war die unsichtbare Werkstätte, aus der das äußere Leben trat“ (S. 110).

Der Ritt erinnert ein wenig an Georg Büchners Erzählung *Lenz*. Auch dort ist eine Reise gestaltet, die den Protagonisten vor allem ins eigene Innenleben führt. Schon die Ausgangssituation ist ähnlich: „Den 20. ging Lenz durch's Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee,

die Täler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war nasskalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Äste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nicht's am Weg, bald auf- bald abwärts“. Bereits bei Büchner trägt die äußere Handlung vor allem den Bewußtseinsprozeß des Protagonisten, seine wechselnden Stimmungslagen, die durch unterschiedliche Reize von außen hervorgerufen werden. Nach Meyers erstem und wohl bekanntestem Roman *In Trubschachen* (1973 bei Suhrkamp) hatten Kritiker eine stilistische Nähe zu Thomas Bernhard feststellen wollen. *Der Ritt* dagegen ist aus kurzen Sätzen, Einzelwörtern oft, zusammengesetzt. Auch Büchners *Lenz* hat solche Sätze („Er ging durch das Dorf, die Lichter schienen durch die Fenster, er sah hinein im Vorbeigehen, Kin-der am Tische, alte Weiber, Mädchen“), wobei bis heute diskutiert wird, ob sich dies aus dem Fragmentcharakter des Textes ergibt oder einen avantgardistischen Anspruch zeigt, der erst im Erzählen des 20. Jahrhunderts eingeholt wurde.

Ein weiterer Aspekt der Sprache des *Ritts* fällt auf und ergibt sich aus dem Bewußtsein der Romanfigur, der die Welt der Bibel eine lebendige Gegenwart ist. Die Werke des Jeremias Gotthelf sind durchdrungen von dieser Sphäre der biblischen Sprache, stehen in einer engen Symbiose mit den kanonischen Texten. Auch in Meyers Roman ist dies so, sei es, daß Zitate und Textstellen einfallen oder viel umfassender die durchgehende Färbung der eigenen Sprache. Die Bibel bildet den Erlebnisrahmen, der selbstverständlich präsent ist. Dazu noch zwei Beispiele, die zugleich die Wendungen des Bewußtseinsstromes zeigen. So wird die Predigt vom 4. Februar 1821, mit der er seine Gemeinde aufrütteln wollte, die finanziellen Mittel für ein neues Schulhaus aufzubringen (S. 91f.), erinnert über den Appell der Jünger in Emmaus („Herr bleib bei uns ...“). Mit diesem Zitat hatte auch der Predigttext begonnen, und Bitzius hatte ihn auf die Situation der reichen Bauern übertragen: „Davon will ich re-den, wie es Abend geworden ist und der Tag sich geneigt hat mit euren Vermögensumständen“ (S. 92). Ein weiteres Beispiel wäre das Einleitungsbild des Romans, als dem Abschied nehmenden Protagonisten die in der Flußbiegung liegende, im Wintertag zurücksinkende Stadt Bern wie Jonas' Walfisch erscheint: „Der Ort, der die Flussschlaufe ausfüllte, sah wie ein Walfisch aus, in dessen Rücken Harpunen steckten, die von

vergeblichen Fangunternehmungen und Tötungsversuchen stammten. Jetzt, da Schnee auf den Dächern lag, war das Tier ein weißer Wal. Rauch stieg aus Kaminen auf. Der Walfischrücken dampfte. [...] .Und der Herr gebot dem Fisch, und er spie Jonas an Land'“ (S. 9).

Natürlich kann man hier auch an Melvilles Roman *Moby Dick* und seine vielfältigen intertextuellen Bezüge denken, der freilich 1851 noch nicht erschienen war. An der zitierten Stelle läßt sich gut zeigen, wie der Bewußtseinsstrom über Assoziationen läuft: Zunächst ist es noch einfach ein harpunierter, ein weißer Wal (weil die Stadt eingeschneit ist und nicht weil Meyers Bitzias Melville gelesen hätte), dann im nächsten Moment der Wal aus dem Alten Testament, der Jonas verschluckte und wieder ausspie. Auf diese Art wird die Romanfigur Albert Bitzias, mit der Bibel als Erlebnisraum und permanentem Bezugsrahmen, zum entfernten Verwandten von Lieutenant Gusti, Mrs. Dalloway und Molly Bloom.

München, Thomas Richter